



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Notiz.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

auch in die Spitäler gegangen und hatten durch diesen Schritt diejenigen Nonnen beschämt, die, obgleich durch ihre Ordensregel zur Krankenpflege verpflichtet, sich von den Pestkranken fernhielten. (Schluß folgt.)

Notiz.

Lord Beaconsfields Home Letters. Den Freunden und Bewunderern Lord Beaconsfields sowie der literarischen Welt im Allgemeinen hat Mr. Ralph Disraeli eine angenehme Ueberraschung und einen großen Genuß bereitet, indem er die lebensvollen und geistsprudelnden Briefe veröffentlicht hat, welche sein verstorber Bruder während seiner Reisen in den Jahren 1830 und 1831 in die Heimat sandte. *) Diese Briefe bilden in der That eine höchst anziehende Lektüre. Sie datiren aus einer Zeit, wo Benjamin Disraeli, später Lord Beaconsfield, in der politischen Welt sich noch nicht hervorgethan hatte und nur als der Verfasser einiger Romane und leichter belletristischer Erzeugnisse bekannt war. Unzufrieden über den keineswegs durchschlagenden Erfolg seiner — nur in den eigentlich literarischen Kreisen günstig aufgenommenen — Erstlingswerke und überdies nach angestrengter Arbeit der Erholung bedürftig, wandte er sich, nach Zerstreung und abenteuerlichen Irrfahrten dürstend, in Begleitung zweier Gefährten, des Mr. Meredith und des spätern Parlamentsmitgliedes Mr. James Clay, den sonnigen Gestaden des mittelländischen Meeres zu. Seine Reisebriefe führen uns innerhalb eines Zeitraumes von zwölf Monaten, vom 1. Juni 1830 bis zum 26. Mai 1831, durch die Grenzländer dreier Erdtheile: von Gibraltar und Spanien nach Malta, Korfu und Griechenland, von dort durch die Dardanellen nach Konstantinopel und wieder zurück nach den Westküsten Kleinasiens, nach Palästina und Aegypten. Dieselbe Kreislinie ist zwar von vielen andern Reisenden durchlaufen worden; allein der mit mehr als gewöhnlicher Begabung ausgestattete junge Disraeli, dem ein instinktiver Trieb nach dem Abenteuerlichen innewohnte, der nicht allein die Menschen zu erforschen und zu verstehen, sondern sich auch unter ihnen bemerkbar zu machen suchte, dessen Geist und Auge immerwährend in Thätigkeit waren, hatte über menschliche Charaktere, über die ihm selbst innewohnende Kraft, über die Welt und das, was in ihr ist, während jener einen Reise mehr gelernt, als Minderbegabte in Jahren lernen würden; und er versteht es, Menschen, Städte, Landschaften und Monumente der Baukunst: sei es die Alhambra oder Konstantinopel, sei es Palästina oder die Pyramiden Aegyptens, seien es malerisch gekleidete Andalusier oder türkische Weis und Paschas, oder was sonst ihm Sinn und Auge reizt, in fest hingeworfnen Silhouetten, in meisterhaften Skizzen, in reizenden Genrebildern, panoramagleich, in bunter, nie ermüdender Reihenfolge an unserm geistigen Auge vorbeizuführen. Seine Berichte geben Zeugnis von seltner literarischer Kraft: leicht und fließend geschrieben, bewegen sie sich, ohne Effekthascherei und je nachdem der Gegenstand es erfordert, in allen Schattirungen des Ausdrucks zwischen einfachem Gesprächsstil, geistreichem Geplauder und erhabener Rede hin und wieder.

Bereits hat ein Zitat aus den Home Letters dem streitbaren Lord Randolph Churchill, den man, mit Recht oder mit Unrecht, als den politischen Erben Lord Beaconsfields ansieht, jüngst in einer Parlamentsitzung als ein großes Be-

*) Home Letters. Written by the late Earl of Beaconsfield in 1830 and 1831. London, John Murray, 1885.

leuchtungsmittel des Wesens und der Politik des gegenwärtigen englischen Premierministers dienen müssen. Wo Disraeli seinen Empfang bei dem türkischen Großvezier Redschid Pascha beschreibt, sagt er (in einem von Konstantinopel datirten Briefe): „Ich verbeugte mich mit der in St. James'-Street üblichen Nonchalance vor einem kleinen, grimmig blickenden, schrumpeligen, ausgezehrt und schlicht gekleideten Manne, dessen Stirn von Runzeln und dessen ganzes Antlitz von bangen und sorgenvollen Gedanken überwölkt war. Ich setzte mich auf den Divan des Großveziers (der, [wer?] wie der österreichische Konsul bemerkte, im Laufe der letzten drei Monate — nicht im Kriege — mehr als viertausend meiner Bekannten vernichtet hat) mit einer Selbstbeherrschung, als ob ich eine Morgenvisite machte. Unfre Unterhaltung brauche ich nicht zu wiederholen. Wir beglückwünschten ihn wegen der Herstellung der Ruhe in Albanien, worauf er erwiderte, daß der Friede der Welt sein einziges Streben und das Glück der Menschheit sein einziger Wunsch sei.“ Nachdem Lord Randolph diese Worte zu Ende zitiert, wandte er sich der Ministerbank zu, und, auf Mr. Gladstone deutend, erklärte er, daß dort in der Person des Premierministers der wiedererstandene Redschid Pascha sitze.

„Beschreibungen, sagt Disraeli in einem andern Briefe, sind anerkanntermaßen langweilig, daher überlasse ich Konstantinopel deiner Einbildung.“ Allein nach dieser entschuldigenden Einleitung entwirft er mit wenigen farbenvollen Pinselstrichen ein lebendiges Bild von der Königin unter den Städten des Orients: „Cypressenhaine, Kuppeln von Moscheen, Häusermassen, die auf sanft aus dem Wasser emporsteigenden Anhöhen gruppiert sind, Millionen von Minarets, ein Meer, das einem Strome gleich und von unzähligen schlangengeformten Booten wimmelt, die so leicht und schnell dahinfahren wie Gondeln, aber einen weit prachtvollern Anblick darbieten, da sie mit Schnitzwerk und Vergoldungen verziert sind — alles dies, und dazu die dichten Volksmengen mit ihren reichen, glänzenden und bunten Kostümen, wird dir ein lebhaftes und sicher ebenso richtiges Bild geben als ein halbes Duzend Seiten, die eines Horace Smith würdig wären. Zwei Dinge giebt es hier, die man sich nicht vorstellen kann, ohne sie gesehen zu haben: den Bosphorus und den Bazar. Denke dir ein Meer nicht breiter als die Themse bei Gravesend, mit Ufern von all der Mannichfaltigkeit und Schönheit des Rheins, die übersät sind mit Palästen, Moscheen, Dörfern, Cypressenhainen und Kastanienwäldern; die Aussicht auf den Pontus Euxinus im Hintergrunde ist das wundervoll Erhabenste, dessen ich mich erinnern kann. Der Bazar würde dich noch mehr ergötzen als der Bosphorus. Stelle dir die Burlington Arkade vor oder eine von den Pariser Galerien und Panoramen; denke dir eine (englische) Quadratmeile mit solchen Arkaden bedeckt, die einander in allen Windrichtungen durchkreuzen, und die strogen von allen und jeglichen Erzeugnissen des Reiches von Diamanten bis herunter zu den Datteln. Die Pracht, die Neuheit und die Mannichfaltigkeit der zum Verkauf ausgestellten Waaren, das zahlreiche Volk der Krämer, alle in verschiedenem Fuß, die wogenden Schwärme von Käufern aus allen Teilen der Welt, alles das kann man eben nur andeuten. Der geringste Kaufmann im Bazar sieht einem Sultan in einem orientalischen Märchen gleich.“

Überall, wo wir in den Home Letters auch blättern, finden wir interessante Mitteilungen, bald ernster, bald heitrer Natur. Unter den Ergüssen frühlicher Laune greifen wir den folgenden heraus: Auf der Spitze des Hindus waren Disraeli und seine Gefährten mit einem türkischen Bei zusammengetroffen, und da sie der Landessprache unkundig waren, so fanden sie es schwierig, ihrem Verlangen nach einer Maßzeit Ausdruck zu geben. „So rauchten wir denn. Das war aller-

ding's ein gutes Aus Hilfsmittel, konnte indes nicht immer währen, und es war überdies ein lächerlicher Anblick, wie wir rauchten, uns einander ansahen, vor Redebegier fast starben, dann als eine Artigkeit gegenseitig die Pfeifen austauschten und als Ausdruck des Dankes die Hand aufs Herz drückten. Der Bei saß in einer Ecke, ich unglücklicherweise neben ihm, sodaß mir das Duns stummer Aufmerksamkeit zufiel; mir zunächst befand sich Clay, der sich wenigstens mit Meredith hin und wieder einen Scherz erlauben konnte, obwohl wir natürlich zu anständig waren, über eine gelegentliche und unwiderstehliche Bemerkung hinauszugehen. [?] Auf Clays Wunsch machten wir uns daran, *écarté* zu spielen, und zwar mit so ernstem Gesichern, als ob wir unsre Andacht verrichten wollten, aber gerade als wir im Begriff standen anzufangen, fiel uns ein, daß wir Brandy bei uns hatten, und daß es gut sein würde, unserm Wirt ein Glas anzubieten, um ihm damit anzudeuten, wessen man nach einem so starken Schnaps bedürfe. Maschallah! Hätte die Wirkung sich vor 1830 Jahren ereignet, anstatt im gegenwärtigen Zeitalter des Skeptizismus, man würde sie sofort für ein Wunder ersten Ranges erklärt haben. Unser liebevoller Freund schnalzte mit den Lippen vor Lust und forderte ohne weiteres noch eine Tasse voll — wir tranken nämlich aus Tassen. Als Meredith, der unter einem Vorwande das Haus verlassen hatte, zurückkehrte, fand er uns in höchst heiterer Stimmung: unser Wirt, Clay und ich hatten eine Flasche Brandy in kürzerer Zeit expedirt, als ich je zur Vertilgung einer Flasche Burgunder gebraucht habe. Nun fing der Bei an, mit Meredith zu trinken und ließ uns einige Feigen vorsehen; währenddem schwatzte er unaufhörlich, erging sich in dem graziösesten Geberdenspiel . . . und gab sich die größte Mühe, Giovanni's Griechisch zu verstehen, was ihm auch soweit gelang, daß er alle unsre Mitteilungen in der spaßhaftesten Weise mißverstand. Er ließ jedoch alles mit gutem Humor vorübergehen, und ich muß sagen, daß ich mein Lebtag mit keinem so gemüthlichen Kerl zusammengetroffen bin. Inzwischen hatte uns ein wahrer Heißhunger erfaßt, denn die trocknen, runden, nicht zuckerhaltigen Feigen reizen gewaltig den Appetit. So bestanden wir schließlich darauf, daß Giovanni um Brot bitten sollte. Der Bei verbeugte sich gravitatisch und sagte: »Ueberlassen Sie das mir, machen Sie sich keine Gedanken.« Da sich nichts weiter ereignete, bereiteten wir uns schon auf hungrige Träume vor, als zu unserm Entzücken ein vorzügliches Souper aufgetragen wurde, zu dem man — wir sahen es mit Entsetzen — auch Wein servirte. Wir aßen — wir tranken — wir aßen mit den Fingern — wir tranken, ich weiß nicht wie. Der Wein war nicht schlecht, aber wäre es Gift gewesen, trinken mußten wir doch; war es doch für einen Muselman eine ganz außerordentliche Aufmerksamkeit. So schlürften wir denn Wein in Strömen. Der Bei aber verlangte nach Brandy: er trank ihn aus. Bald drehte sich das Zimmer im Kreise herum; die wilden Wärter, die zu unsern Füßen saßen, schienen in seltsamen und phantastischen Wirbeln zu tanzen; der Bei schüttelte mir die Hand und jauchzte mir auf Englisch zu: Very good! (das hatte er uns nämlich abgelernt), ich erwiderte auf Griechisch: Kalo, Kalo! Er wollte fast bersten vor Lachen, ich klopfte ihm den Rücken. Weiter geht meine Erinnerung nicht mehr. Mitten in der Nacht erwachte ich und fand mich schlafend auf dem Divan, in dessen heiligem Teppich ich aufgerollt lag. Ich fühlte einen brennenden Durst. Alle schliefen, außer zweien, die während der Nacht das große Holzfeuer unterhielten. Ich stand auf, schritt leise über meine schlafenden Gefährten hinweg, und hier und da deuteten blizende Waffen mir an, daß die in Mäntel gehüllten schwarzen Massen menschliche Wesen seien. Ich fand Abrahams Schoß in einem Wasserkrüge. Ich glaube, ich muß eine ganze Gallone auf einen Zug ge-

trunken haben. Indem ich einen Blick auf das Feuer warf, dachte ich der Lodernden Holzblöcke in der Halle von Bradenham: ich fragte mich, ob ich mich in der That in der Bergfeste eines albanischen Häuptlings befände, und, die Achseln zuckend, ging ich zu Bett und erwachte ohne Kopfschmerz.“

Wenn Disraelis Reisebriefe, als von einem in der neuern englischen Geschichte einzig dastehenden großen Manne kommend, nichts als eine angenehme und lebensvolle Lektüre bildeten, so würden sie damit allein schon ein Anrecht auf Beachtung haben, doch gewinnen sie einen erhöhten und unschätzbaren Wert dadurch, daß sie die eigentliche Quintessenz des Denkens und Wissens nicht allein des damaligen, sondern auch des spätern Disraeli enthalten, und daß die der ungebundenen Jugendfrische und Unmittelbarkeit entfliehenden Bekenntnisse des jesselfreien jungen Reisenden ein aufklärendes Licht auf die Lebensmaximen, den Charakter und das öffentliche Wirken des gereiften Staatsmannes werfen. Was uns immer und immer wieder in den *Homo Letters* entgegentritt, ist Disraelis Vorliebe für glänzende Kostüme. Als Verfasser von „*Bivian Grey*“ glaubte er eine gewisse malerische Extravaganz zur Schau tragen zu müssen. Er bediente sich dazu des Kostüms. Das erste, was er seiner Mutter von Gibraltar schreibt, ist, daß er überall seinen „Ruf als Kenner von Kostümen“ aufrecht erhalte. Großes Furore erregte er in Malta in der Tracht eines griechischen Piraten — „blutrotes Hemd mit silbernen Knöpfen von der Größe eines Schillings besetzt, eine ungeheure Schärpe mit Pistolen und Dolchen gespickt, rote Mütze, rote Schuhe, Wamms und Beinkleider mit breiten blauen Streifen.“ Ein einziger Spaziergang die Hauptstraße entlang brachte ihm fünf Einladungen zum Diner ein. Von seinem Besuch in Janina sagt er: „Ich vergaß dir zu sagen, daß ich mich in Janina in einem Kostüme zeigte, welches ich aus meiner englischen, spanischen und Phantasiégarderobe zusammengestellt hatte, und welches auf dieses kostümliebende Volk einen ganz außerordentlichen Eindruck machte. Viele Türken statteten mir einen Besuch ab, in der Absicht, es sich anzusehen; aber der kleine griechische Arzt, der in seiner Jugend ein Jahr in Pisa zugebracht hatte, wäre mir beinahe auf die Spur gekommen. *Questo vestito Inglese o di fantasia?* fragte er sehr zu treffend. Dratelhaft erwiderte ich: *Inglese e fantastico*. Ohne Zweifel, Disraeli liebte den Glanz, er liebte es vor der Welt zu scheinen, und mit Entzücken berichtete er, daß er in einem Lande nach dem andern ungeheures Aufsehen erregte. Die „bunten Flitter,“ mit Egmont zu reden, mit denen er sich umgab, darf man wohl als ein äußeres Zeichen seines Wunsches und seines Strebens nach einem harmonisch freudevollen, nach einem glanz erfüllten Leben ansehen. Indes war das Kostüm ihm oft nur Mittel zum Zweck, der Ausdruck einer Idee: wie er auf seinen Reisen hier als Andalusier, dort als griechischer Pirat auftritt, so erschien er einmal in spätern Jahren seiner politischen Laufbahn im Carlton Club in der Tracht eines britischen Farmers, um auf diese Weise seine Sympathien für die Interessen der landwirtschaftlichen Bevölkerung zu erkennen zu geben. Ja wir können noch einen Schritt weiter gehen. Disraeli bediente sich des Kostümes, wie er sich häufig der Sprache bediente — nicht so sehr um seinen Gedanken, als vielmehr seiner alle konventionellen Fesseln durchbrechenden Kühnheit, seiner Entschlossenheit, anders zu erscheinen und zu sein als andre, Ausdruck zu leihen. Wie hier durch den Glanz und die malerische Extravaganz des Kostüms, so suchte er später durch die Gewalt und den Zauber seiner Redefiguren, durch Neuheit und herausfordernde Keckheit der Sprache die Augen der Welt auf sich zu lenken und die solch äußeres Blendwerk anstaunenden Massen seiner höhern Intelligenz dienst-

bar zu machen, so ließ er seine kühnen Gedankenblitze, zündend, vernichtend und belebend zugleich, auf Feind und Freund einschlagen. Ein durchaus charakteristisches Bekenntnis seiner Lebensphilosophie giebt uns der damals sechsundzwanzigjährige Benjamin Disraeli, indem er von Malta an seinen Vater schreibt: „Um die Menschen zu beherrschen, muß man sie entweder in ihren Leistungen übertreffen oder sie verachten. Clay thut das eine und ich das andre; und wir sind beide gleich populär. Mit Affektation kommt man hier noch viel besser fort als mit Schöngelüstei. Als ich gestern dem Rackettspiel beivohnte, flog der Ball in die Galerie, in welcher ich unter Fremden saß, berührte mich leicht und fiel dann zu meinen Füßen nieder. Ich hob ihn auf, und indem ich einen außerordentlich steif aussehenden jungen Infanteristen bemerkte, bat ich denselben, ihn in den Saal zurückzubefördern, da ich in der That nie in meinem Leben einen Ball geworfen hatte. Dieser Zwischenfall ist heute in allen Casinos das Tagesgespräch gewesen.“ Es giebt noch Leute — und ihre Zahl ist glücklicherweise im Abnehmen begriffen — die Lord Beaconsfield für nichts als einen Charlatan halten. Es ist wahr, er hat eine Vorliebe für äußern Glanz, für theatrale Attitüden, aber er bleibt sich stets dessen bewußt, daß eben alles dies nur äußerer Schein ist, und hat nur ein spöttisches Lächeln für die, welche sich dadurch imponiren lassen. Hier kann also nicht von einem gewöhnlichen Humbug die Rede sein, es ist eine Art bewußten Humbugs, bewußter Affektation, die er sich selbst und seinen Freunden gegenüber freimütig bekennt. Es ist Mittel zum Zweck. Er spricht und thut Dinge, die gegen alles Erwarten, gegen alles Herkommen sind, um damit anzudeuten, daß er seinerseits alles Konventionelle und die Sklaven allen konventionellen Wesens verachtet. Daher wir ihn denn auch später den beherzigenswerten Ausspruch thun hören: „Die erste Pflicht eines Staatsmannes ist, Popularität zu verachten.“

In keinem andern Staatsmanne Englands — noch vielleicht irgendeines andern Landes — findet sich in so auffallendem Maße klarer Blick mit poetischer Auffassung der höchsten Pflichten und der höchsten Endzwecke der Staatskunst vereinigt wie in Lord Beaconsfield. Als er der Königin vom Parlamente dem Titel einer Kaiserin von Indien übertragen ließ, charakterisirten seine politischen Gegner dies als einen inhaltleeren Akt, der nichts als ein Ausfluß seiner phantasievollen Einfälle sei. Für Lord Beaconsfield, den Mann der praktischen Ideen im phantastischen Gewande, war der Kaisermantel durchaus keine inhaltlose Hülle, für ihn war er die Verkörperung einer neuen und kühnen politischen Idee, der erste und mächtigste Schritt zur Verwirklichung einer Imperial Policy und Imperial Federation, d. h. der Verbindung der bis dahin locker zusammenhängenden Kolonien und des Mutterlandes in ein organisch verknüpftes, Einer für Alle und Alle für Einen eintretendes solidarisches Gesamtreich; eine Politik, die, außer von den Konservativen, auch bereits von den Gemäßigten-Liberalen entgegen den auf die Zerstückung des Kolonialreiches hinauslaufenden Tendenzen und der *laissez aller*-Politik der Reaktion als die einzig richtige und als eine absolut notwendige anerkannt worden ist. Mit Leuten, die in dem Leben und dem Wirken Lord Beaconsfields nichts als Charlatanismus erblickten, läßt sich also nicht rechten; ihnen fehlen eben die Eigenschaften, die jenen Staatsmann so großgemacht haben: Einsicht und Einbildungskraft. Und wer nur anerkennen will, daß unter dem phantastischen Gewande, in welches Disraeli sich selbst, seine Ideen und sein Thun und Treiben zu kleiden liebte, ein gehaltvoller Kern von hervorragenden Fähigkeiten, von tiefer Menschenkenntnis und großer Anpassungsgabe, von Scharfblick und von außerordentlicher Kühnheit des Geistes und des Willens verborgen liegt, der wird auch

aufhören, sich darüber zu wundern, daß der geistreiche Phantast von 1830, so wie er sich in den *Homo Letters* enthüllt, zweimal Premierminister von England war, daß er seine Königin mit dem kaiserlichen Diadem des indischen Wunderreiches schmückte und für sich selbst die Grafenkrone errang.

London, Juli 1885.

Literatur.

Einhard und Emma. Eine rheinische Sage aus der Zeit Karls des Großen. Von F. Thibötter. Heidelberg, C. Winters Universitätsbuchhandlung, 1885.

In den letzten beiden Jahrzehnten hat der kulturgeschichtliche, überhaupt der historische Roman eine zuvor kaum dagewesene Ausdehnung gewonnen. Dadurch ist unzweifelhaft unserm Volke manche Gabe von bleibendem Werte zuteil geworden, und weil die bevorzugte Gattung des Romans der realistischen Richtung der Zeit entsprach, fand sie auch in weiten Kreisen begeisterte Aufnahme. Aber irren wir nicht, so hat die auch auf diesem Gebiete eingetretene Ueberproduktion auch bereits zu einem Rückschlage geführt. Man will endlich einmal wieder etwas andres auf dem Büchertische sehen, als eine endlose Reihe historischer Romane.

Thibötter bringt in der That eine neue Art von Früchten auf den Markt. Sein kleines Buch berührt sich freilich seinem Stoffe und seinem allgemeinen Charakter nach mit unsern historischen Romanen. Denn es verknüpft auf dem Grunde wirklicher archäologischen Studien frei Erfundenes mit solchem, was die Geschichte oder die Sage an die Hand gab. Es ist aber kein Roman, sondern ein episches Gedicht, eine Erzählung in Versen. Ob der Verfasser, der also von dem zulezt, wie wir annehmen, zur lästigen Gewohnheit gewordenen abweicht, gerade durch diese Form viele Leser heranzulocken wird, ist freilich zweifelhaft. Denn das große Publikum liest Verse überhaupt nicht. Wenn man die Kataloge der Bibliotheken unsrer mittelstädtischen Lesegesellschaften, Harmonieen, Bürgervereine und anderer derartiger Zirkel durchgeht, stößt man sehr selten auf poetische Werke — *apparent rari nantes in gurgite vasto*; nicht nur schlechte, sondern auch gute Verse sind für den deutschen Philister, selbst wenn er im übrigen nicht ohne Geschmack ist, eigentlich garnicht mehr vorhanden. Der Rothurn, ja selbst der *soccus*, ist ihm ein Gräuel. Wer Erzählungen in metrischer Form schreibt, findet heute sein Publikum fast nur noch in den Reihen eines Teiles der (reiferen) Jugend und — unter den eigentlich Gebildeten. Wer die Letztern auf seiner Seite hätte, dem wäre freilich geholfen. Dazu gehört aber eine sozusagen geistig aristokratische Gangart, und man darf nicht vergessen, daß klassisch gebildete Leute, je bereitwilliger sie auch Poetisches zulassen, desto größere Anforderungen hinsichtlich der Vollendung der Form an den Dichter stellen.

Unser Dichter, dessen anderweitige Gedichte, wie wir beiläufig bemerken, bereits in zweiter Auflage vorliegen, sagt selbst (in den Noten S. 281), nichts bedauere er so sehr, als daß er seinen Trochäen nicht etwas von der Formenschönheit habe verleihen können, mit der Dante in seinen Terzinen den Thomismus wiedergegeben habe; und in der That ist im ganzen seine Verskunst und seine dichterische Sprache, wenn auch recht wohl genießbar, so doch anspruchslos. Besondere Reizmittel hat er nicht anwenden wollen. Atertümliche, d. h. hier mittelalterliche Formen, etwa Anklänge an die Nibelungenstrophe oder an die Lyrik Walthers von der Vogelweide oder an noch ältere Dichter des Mittelalters, hat er garnicht gesucht. Seine Sprache ist modern (steht übrigens gewissermaßen in der Mitte zwischen Herders *Cid* und